

Die Jurte des Anstosses

Frankreich lässt seine Bürger nicht einfach leben. Das legt zumindest die Geschichte eines jungen Paares aus den Vogesen nahe: Myriam Aouinet und Gilles Dillenseger wollten nicht mehr in einer Mietwohnung in der Stadt wohnen, hatten aber nicht genügend Geld für ein eigenes Haus. Ihre gewiefte Lösung war der Bau einer Jurte auf dem Grundstück von Dillensegers Eltern. Anfangs hatte niemand etwas dagegen, aber nach einer Weile erhob der Bürgermeister Einspruch. Das Mongolenzelt befindet sich in der Nähe einer denkmalgeschützten Kirche und sei zudem nicht vorgesehen im kommunalen Bauplan. Aouinet und Dillenseger wendeten ein, ihre Behausung sei mobil, verfüge weder über fließendes Wasser noch über Sanitäranlagen und brauche somit gar keine Baubewilligung. Wie in Frankreich üblich, landete der Disput schlussendlich im Bauministerium in Paris. Der sesshafte Bürgermeister erhielt Rückendeckung: Der Präfekt dürfe eine Jurte wegweisen, sobald eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Sauberkeit bestehe. Nun hat der Bürgermeister ein Ultimatum gestellt: Entweder das Zelt wird abgebaut oder er beantragt den Abriss beim Präfekten des zuständigen Departements.

Auch in der Schweiz ist eine Baubewilligung vorgeschrieben, sobald eine Jurte länger als drei Monate am selben Ort steht. Innerhalb der Bauzone würde ein Gesuch wahrscheinlich bewilligt, teilt das Amt für Gemeinden und Raumordnung des Kantons Bern mit; ausserhalb hätte es kaum Chancen. In Neuenegg gelang es einer jungen Familie letztes Jahr immerhin, von Februar bis August in einer Jurte ausserhalb der Bauzone zu leben. Erst nach Reklamationen von Anwohnern mussten sie weichen. Die Behörden hätten sich tolerant verhalten, sagte das Paar gegenüber TeleBärn.

Tagesanzeiger/MH

Ein Banker steigt aus

Eigentlich war nur eine Auszeit geplant: eine fünfmonatige Wanderung von Salzburg nach Nizza, dann wieder zurück in die Bank. Doch die Reise führte in eine Berghütte. Das ist die Geschichte des Ex-Bankers Rudolf Wötzel, der mit seinem Buch «Über die Berge zu mir selbst» einen Bestseller landete. Er hatte dort gearbeitet, wo das Herz eines Karrieremenschen höher schlägt: bei UBS, Deutsche Bank, Swiss und noch vor der Krise Lehman Brothers. «Ich war einer, der am zweiten Tag des Urlaubs wieder nach Hause rannte, wenn der Chef anrief.» Das Geld hatte ihn verführt. «Es ist ein subtiler Prozess. Plötzlich findet man nur noch Leute interessant, die Kohle haben.» Trotzdem rechnete er sich bereits seit Jahren aus, wie lange er noch schuften müsste, bis er getrost aussteigen konnte, ohne je wieder Geld zu verdienen. «Die meisten Banker denken so.» Doch sein eigener Körper zog ihm einen Strich durch die Rechnung, auf der Karriereleiter schlug das Herz zu hoch, es raste. Als sich dann auch noch eine Sinnkrise in seinen Kopf schlich, brach er die Übung vorzeitig ab und wanderte im Mai 2007 los. Am Strand von Nizza wusste er: nie mehr zurück ins Hamsterrad! Deshalb ist er nach Klosters gezogen und betreibt seither im Sommer das Bergrestaurant Gemsli in Schlappin. Das ist kein Hobby, sondern «ein betriebswirtschaftliches Investment, das sich rechnen muss.» Daneben schreibt er Bücher, leitet Seminare und will bald ein Beratungsunternehmen gründen – all das, was Exbanker eben tun. Er ist privilegiert, glaubt aber, dass die Entscheidung ausschlaggebend ist, nicht das Geld: «Pass auf – wenn du den Sprung schaffst, selbst wenn du kein Polster hast, fühlst du dich sowieso besser.» Ganz der Erfolgstrainer, wäre da nicht der feine Unterschied: Rudolf Wötzel rät zu weniger statt zu mehr.

Der Bund/MH

Rudolf Wötzel: Über die Berge zu mir selbst
– ein Banker steigt aus und wagt ein neues Leben.
Integral-Verlag, 2009, 496 S., Fr. 30.90/Euro 19,95



Slow Media: Aufmerksamkeit statt Zerstreung

Das Logo der Bewegung ist eine geflügelte Schildkröte. Es erinnert ein bisschen an die Schildkröte Kassiopeia in Michael Endes Buch «Momo»: Sie kam umso schneller vorwärts, je langsamer sie lief. Die Webseite www.slow-media.net präsentiert, wie der Name sagt, langsame Medien. Was damit gemeint ist, wird im «Slow Media Manifest» knapp, aber durchschlagend beschrieben.

Ausgangspunkt ist die Revolution der neuen Medien und die damit verbundene Überflutung der Verbraucher mit Information. «Analog zu Slow Food geht es bei Slow Media nicht um schnelle Konsumierbarkeit, sondern um Aufmerksamkeit bei der Wahl der Zutaten und um Konzentration in der Zubereitung.» Slow Media

werden fair und nachhaltig produziert. Sie fördern «Monotasking», also Konzentration auf nur eine Sache und Vertiefung. Sie setzen auf Qualität statt Quantität und erziehen «Prosumenten» – aktive, mitdenkende Konsumenten. Meist sind sie deshalb interaktiv und fördern den lebendigen Dialog mit den Nutzern. Ihr Ruf verbreitet sich über Empfehlungen, nicht über aggressive Werbung. Weil das Schwergewicht auf Sorgfalt und Hochwertigkeit liegt, veralten ihre Inhalte nicht so schnell.

Jedem werden bei dieser Beschreibung einige gute Zeitschriften, Radiosendungen oder Blogs einfallen. Das Verdienst von Slow Media besteht vor allem darin, die Aufmerksamkeit auf diese Qualitätskriterien zu lenken. Die Macher

der Seite schreiten auch zur Tat und laden etwa zum Medienfasten in Südtirol ein. Dies ist auch ein politisches Statement. Die Slow Media-Bewegung ist überzeugt, dass Wahrheit «vom Tempo, der Geduld und Ausdauer des Verweilens beim Einzelnen selber abhängt.» *RR*
www.slow-media.net

Kurz vor Drucklegung erreicht uns die Mitteilung, dass die Autoren des Manifestes nun das «Slow-Media-Institut» gegründet haben: «Das Slow Media Institut erforscht den digitalen Wandel und seine technologischen, soziologischen, kulturwissenschaftlichen, politischen, philosophischen, medientheoretischen und -praktischen Aspekte. Das Institut sucht die positiven Potentiale in technologischen Entwicklungen, wägt Risiken ab und führt internationale Experten, Praktiker und Theoretiker aus ihrem akademischen, ökonomischen, medialen und politischen Kontext zusammen.»

Von der Villa in die Zwei-Zimmer-Wohnung

Die Bezeichnung «Ex-Millionär» klingt missverständlich. Hat Unternehmer Karl Rabeder sein Geld etwa verspekuliert? Nein: Der Österreicher hatte, wovon fast alle träumen – und verschenkte es. Begonnen hat alles beim Heimflug von einem Luxus-Urlaub aus Hawaii. Rabeder hatte wochenlang im Paradies gelebt – und fühlte sich doch leer und unglücklich: «Wir haben uns zu Tode konsumiert», sagt er heute. Karl Rabeder beschloss, sein Leben grundlegend zu ändern und verkaufte zunächst seine gut laufende Firma für Wohn-Accessoires. Von dem Geld unterstützte er südamerikanische Waisenhäuser. 2009 gründete er die Initiative «My Micro Credit» (MMC), um Bedürftigen in Südamerika eine bescheidene Existenzgründung zu ermöglichen. Damit kein Missverständnis aufkommt: Rabeders Kredite sind zinslos.

Um noch mehr Geld aufzutreiben, verkaufte der Ex-Millionär nun auch seine Traumvilla in Tirol. Er bezog eine Zwei-Zimmer-Wohnung in Innsbruck und lebt von ca. 1000 Euro monatlich. Früher hatte Karl Rabeder gedacht: «Wenn wenig Reichtum ein wenig glücklich macht, dann muss mehr Reichtum doch auch mehr Glück bedeuten.» Heute weiss er, dass das nicht stimmt. Sein (ideeller) Reichtum besteht darin, was er anderen geben konnte: Etwa einem Waisenkind aus Guatemala, das heute durch Gemüseanbau seinen Lebensunterhalt bestreitet. Flugreisen unternimmt der freiwillig «Verarmte» nur noch, um Hilfe zu organisieren. In Europa, meint er, lebten zu viele nach den falschen Werten: «Wenn ich in Frankfurt aus dem Flieger steige, sehe ich so viele traurige Gesichter, viel mehr als in Lateinamerika.»

RR

Quelle: Frankfurter Rundschau

Poundbury – Dorf in menschlichen Dimensionen



Die Gässchen sind verwinkelt und weiten sich hier und dort zu kleinen Plätzen. Bäume wachsen, Ruhebänke und Brunnen – Begegnungsmöglichkeiten für die Menschen. Die Fassaden in Poundbury sind durch viele reizvolle Details untergliedert. Kein Haus prunkt mit Übergrösse, jedes sieht ein bisschen anders aus. Autos sind weitgehend

aus dem Stadtbild verbannt, wo es sie doch gibt, tasten sie sich vorsichtig voran. Alles Lebensnotwendige können die Bewohner durch einen Fussmarsch von unter zehn Minuten erreichen. Liest man diese Beschreibung, so denkt man eher an einen Stadtkern aus dem Mittelalter. Tatsächlich wurde der Grundstein für Poundbury in der englischen Grafschaft Cornwall jedoch 1990 gelegt. Prinz Charles war massgeblich an der Planung des Dorfes beteiligt. Der britische Thronfolger hatte sich des öfteren über unmenschliche Formen der Städteplanung beschwert. Hier konnte er seine Ideen in die Tat umsetzen. Das Dorf wurde, ähnlich wie die «Fuggerei» in Augsburg, für Familien mit niedrigen Einkommen konzipiert.

Poundbury verfügt über ein echtes Herzzentrum, über kleine Geschäfte, Mietshäuser und öffentliche Gebäude. Die Bauten sind in ökologischer Hinsicht auf dem neusten Stand. Sie sind energieeffizient und wurden aus ortsüblichen Materialien errichtet. Den Vorwurf, «von gestern» zu sein, lässt Prinz Charles nicht gelten:

«Wenn wir die Prinzipien der Harmonie beherzigen und die Natur als unseren Lehrmeister betrachten statt bloss als unerschöpfliche Rohstofflieferantin, sind wir in einer viel produktiveren Geistesverfassung. Warum das altmodisch sein soll, ist mir ein Rätsel.»

RR

The Prince of Wales: Harmonie, Riemann Verlag, 2010.

Der erste Lottomillionär: «Frau weg, Geld weg, Job weg»

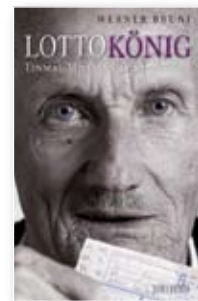
«Geld allein macht nicht glücklich», heisst es, «man muss es auch haben.» 1,7 Millionen Franken besass Werner Bruni – und wurde damit unglücklich. Vor 31 Jahren war er der erste Lottomillionär der Schweiz; der Sanitärinstallateur, «von Kind auf zum Krampfen erzogen», wurde von einem Tag auf den andern berühmt. Seine Mitarbeiter beim Immobilienunternehmen im Berner Oberland wurden neidisch, demolierten sogar sein Auto. Bruni arbeitete weiter, «meine Arbeit war mein Hobby». Er wünschte sich nichts mehr als ein «eigenes Hüslü mit Gärtchen», doch sein Chef versprach mehr

– mehr Geld. Bruni kaufte ihm einen Wohnblock ab, von dem es hiess, er würde eine prächtige Rendite abwerfen. Es kam anders: Mieter gerieten in Verzug, viele Wohnungen waren leer, Bruni verkaufte den Block wieder. Aber er hatte schon zu viel Schulden gemacht; sechs Jahre nach dem Gewinn meldete er Privatkonkurs an. Die Tiefschläge setzten ihm dermassen zu, dass er auch noch seine Stelle kündete. In der Ehe haperte es, seine Frau zog zu einem andern Mann. «Nun hatte ich die volle Bescherung: Frau weg, Geld weg, Job weg.» Später fand er wieder eine Stelle. Er blieb ein Buezer.

Seine kürzlich erschienene Autobiografie heisst «Einmal Millionär und zurück». Heute lebt der 74-Jährige von der Rente – in einer Mietwohnung mit Garten. «Ich möchte keine Million mehr gewinnen. Aber ein Sackgeld von 20 000 bis 30 000 Franken wäre schon noch willkommen.»

Der Bund/MH

Werner Bruni: Lottokönig. Einmal Millionär und zurück. Ghostwriter Markus Maeder. Wörterseh-Verlag, 2010, 129 S., Fr. 36.90/Euro 26,90



«Früher hatte ich Geld, heute habe ich Zeit»

«Ich habe an den Boni der Manager geschnuppert», erzählt Adrian Knaup. Nun riecht es an seinem Arbeitsplatz nicht mehr nach Geld, sondern nach Babybrei und Windeln. Er hatte einen angenehmen Job in einer Firma für Finanzdienstleistungen, ein ansehnliches Gehalt und gute Karrierechancen. «Aber es war ein goldener Käfig. Nur der Profit zählte, auch wenn das anders kommuniziert wurde.» Das Kreditgeschäft lief ihm



gegen den Strich, längst schaute er sich nach einer sinnvolleren Stelle um. Doch mit dem Geld ist es wie mit den Drogen – einmal am grossen Pot gerochen, gibt man sich kaum mit weniger zufrieden. Er fand immer nur schlechter bezahlte Jobs. «Vielleicht wäre ich bis zur Pensionierung in der Firma stecken geblieben, hätten meine Frau und ich kein Kind gekriegt.» Das junge Paar fragte sich, wie es seinen Sohn betreuen sollte. Man kann nicht behaupten, ihre Lösung sei auf der Hand gelegen: Er hat seinen Job gekündigt und kümmert sich fortan um Haus und Kind, sie arbeitet neunzig Prozent als Physiotherapeutin. «Dadurch gehen uns jährlich rund 50 000 Franken durch die Lappen. Wir haben alles etwas heruntergefahren.»

Wer hat, dem wird gegeben, sagt man, aber zum Glück ist es manchmal gerade andersrum. Ihre Eltern unterstützten sie beim Kauf eines kleinen Hauses mit Garten, wie sie es bei Adrians früherem Gehalt vielleicht nicht getan hätten. Am Anfang genierte er sich, andern Leuten von seinem freiwilligen Verzicht zu erzählen. «Es war eine ziemliche Umstellung, auch der neue Job ist anstrengend, aber ich war noch nie so glücklich wie jetzt!» Die junge Familie hat weder Auto

Raus aus dem goldenen Käfig: Adrian und Lionel Knaup.
Foto: zvg

noch Geschirrspülmaschine. Statt die Äpfel wie bis anhin im Supermarkt zu kaufen, liest Adrian sie nun im Garten auf. «Früher hatte ich Geld, heute habe ich Zeit. Ich beginne zu verstehen, wie wenig man in einen Tag packen muss, um erfüllt zu sein. Ich dachte immer, es braucht mindestens 6000 Franken, um eine Familie ernähren zu können. Aber mit unseren rund 4500 Franken kommen wir sehr gut zurecht.»

«GIB MIR MEHR!»

Adrian Knaup erzählt vom Umgang mit Boni: «Nach meinem ersten Kader-Jahr war mein Lohn sprunghaft gestiegen, der Bonus war zehnmal höher als zuvor, obwohl ich nicht anders gearbeitet hatte als zuvor. Ich wollte das überschüssige Geld denjenigen geben, die es wirklich brauchten und schrieb darum an all meine Mitarbeiter: Wer in Geldnot sei, könne sich bei mir melden. Eigentlich eine irre Idee, das hielt ich mir selbst vor, aber das Ergebnis war noch seltsamer: Von rund siebzig Leuten in der Abteilung meldeten sich nur vier. Viele erklärten mir hingegen, sie verdienten selbst mehr als genug und spendeten einen Teil davon gemeinnützig. Trotzdem forderten die meisten Mitarbeiter in den Jahresgesprächen eine Lohnerhöhung. Sie wollten mehr, obwohl sie bereits zu viel hatten.»

MH

Die kleinste Bank Deutschlands

«Geld ist eigentlich ein ehrenrühriges Geschäft», sagt jemand, der es wissen muss: Fritz Vogt, Chef der Kreditgenossenschaft Gammelsberg, der kleinsten Bank Deutschlands. Als «Bankdirektor» möchte der streitbare Mann nicht bezeichnet werden. «Damit würden Sie mich beleidigen». Ein erfolgreicher Bankdirektor müsse von dem ihm anvertrauten Geld möglichst viel für die Bank behalten, er wolle, dass das Geld bei den Menschen bleibe. In Vogts winziger Raiffeisen-Filiale gibt es kein EDV-System und keine Bankomaten. Menschen sprechen mit Menschen, man kennt einander. Banking sei «das einfachste von der Welt. Einer hat Geld, der bringt's zur Bank; einer braucht Geld, der holt es ab.» Als Beleg dienen ellenlange Ausdrücke auf

Papier. Nur drei Dienstleistungen gibt es: Sparbuch, Girokonto und Darlehen – «Downsizing» in Reinkultur. Auf die 350 000 «Finanzprodukte», auf dem Markt ist Fritz Vogt nicht gut zu sprechen. «Die haben nur den einen Zweck: den Bürger hinters Licht zu führen.» Und überhaupt: Der Ausdruck



Armin Vogt in «seiner Bank». Foto: Filmstill

«Produkt» ist Unsinn: «Als ob eine Bank was produzieren würde!» Leicht war es für Vogt nicht, sein «anachronistisches» Konzept durchzuboxen. Mehrfach gab es Probleme mit der Bankenaufsicht, auch wegen seiner günstigen Kreditkonditionen. Der 76-Jährige beruft sich jedoch auf Gründervater Friedrich-Wilhelm Raiffeisen selbst. Der sei «dem Kapital in den Arm gefallen.» So viel Bodenständigkeit und kritischer Geist ist in Deutschland leider ein Auslaufmodell – oder vielleicht die Zukunft!?

RR

Quelle: DVD «Der Schein trägt – eine Expedition in die Rätsel des Geldes» von Claus Strigel. DENKmal-Film, 2009. 97 Min., Fr. 25.–/Euro 19.–. www.denkmal-film.com.

In der Schweiz erhältlich beim Zeitpunkt (siehe Bestellkarte im Umschlag

